

DIETER NEUMANN · LÜNEBURG

„Zeit für Gefühle“. Zur Biologie menschlicher Gefühls- und Verhaltensweisen. Bedeutungsaspekte für Cluburlaubsgestaltung.

Das Cluburlaubskonzept hat Erfolg. Trotzdem modifizieren jetzt einige Veranstalter ihr Erlebnis- und Animationsprogramm. Der folgende Beitrag liefert auch auf der Basis eigener Erfahrungen mit Robinson-Cluburlaube einige Überlegungen zu Form und Funktion solcher Gestaltungselemente, wobei insbesondere mit Erkenntnissen der modernen Verhaltenstheorie operiert wird.

Es geht hierbei nicht um eine grundsätzliche und vergleichende Bewertung dieser Urlaubsform. Es geht vielmehr um die Stimmigkeit von Intention und Wirkung

Die Botschaft, sich im Rahmen einer bestimmten Urlaubsgestaltung Zeit für Gefühle zu nehmen, zielt fraglos nicht auf das wahllose Ausleben der gesamten Palette von menschlichen Emotionen, zu der auch Angst, Furcht, Verzweiflung oder Haß gehören, sondern auf die Herstellung und den Genuß dessen, was wir als gute oder angenehme Gefühle empfinden, und dazu zählen wir üblicherweise Empfindungen wie Zufriedenheit, Wohlbehagen, Entspannung, Fröhlichkeit oder Liebe. Hier ist nicht nur die geschlechtliche Liebe gemeint, sondern die Emotion einer sozialen Zuneigung in ihrer aktiven wie passiven Form, die uns ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt.

Bei bestimmten Gefühlen ist man nicht sicher, ob sie zu den positiven oder negativen gezählt werden sollen, weil hier offensichtlich der Grad ihrer Intensität von Bedeutung ist; von Bedeutung vor allem für den Gegenüber, der damit konfrontiert wird und sozial damit zurecht kommen muß. So kann das subjektive Gefühl von Stolz oder „restloser Begeisterung“ für den, der dies empfindet, außerordentliches Glück bedeuten, für den anderen sozialen Kontaktpartner aber, wenn zeitlich und in der Ausprägung ohne Maß, ein störendes Ärgernis sein, also unguete Gefühle auslösen. Dies gilt natürlich in begrenzter Form auch für die oben genannten „guten Gefühle“, wenn sie in gar zu übersteigerter Form ausgelebt werden. So kann ein völlig gespannter und vor Wohlbehagen „grunzender“ Zeitgenosse auf andere leicht indolent und wenig unterhaltend wirken, und während die Betrachtung des Flirtspiels von Verliebten als angenehm empfunden werden kann, sei es nun in einem anregenden oder melancholisch-verträumten Sinne, so muß dies beim Blick auf extrovertiert gockelnde Männer und sich lasziv räkelnde Frauen nicht so sein. Es kommt also wie bei Arzneimitteln oder Alkohol auf die Dosis an: Kann uns ein leicht angeheiteter und sich selbst sichtlich wohlführender Mensch amüsieren, so ist ein betrunkenener eben für sich und andere „zu“.

Der Gesichtspunkt der Dosierung führt zu einem anderen, heute geradezu modisch gewordenen Begriff für eine Befindlichkeitsumschreibung, der noch vor wenigen Jahrzehnten ganz unbekannt war und dessen Nennung heute schon wie selbstverständlich für die Begründung von „Urlaubsreife“ ausreicht: „Stress“! Der Begriff wird im alltäglichen Sprachgebrauch negativ assoziiert, weil man darunter das Gefühl einer andauernd überfordernden Belastung versteht.

Die Ursachen dafür werden üblicherweise in den Auswirkungen der Arbeits- und Lebensverhältnisse heutiger Industriegesellschaften vermutet. Nun hat sich aber in der Diskussion darüber herausgestellt, daß eine Belastung, also „Stress“, nicht nur dann besteht, wenn ein Mensch durch die erwähnten Zwänge überfordert wird, sondern auch dann, wenn ihm nicht genügend Herausforderung und Vielfalt geboten wird.

Es ist also eine Frage der Dosierung von „Erregung“, die sich durch jede Konfrontation mit Neuem herstellt und die wir als „Anspannung“ empfinden, weil sich durch sie eine erhöhte Aktivität des autonomen Nervensystems auslöst, ob wir diese Anspannung als unangenehm oder als angenehm registrieren. Man spricht dann von sog. „positivem Stress“. Auf eine Urlaubssituation übertragen, bedeutet dies, daß ein an Neuem und damit an Reizen armer Urlaub, etwa der längere Aufenthalt in einer gleichförmigen Landschaft mit gleichförmigem Verlauf stressig wirken kann, während ein an Ereignissen wie an Auf- und Anregungen reicher Urlaub durchaus entspannen kann. Wobei hier natürlich die verschiedenen Temperamente, die akuten Befindlichkeiten und Lebensformen der Menschen eine Rolle spielen.

Projizieren wir diese Tatsache gleich einmal auf ein Problem des Cluburlaubs, nämlich auf das der sogenannten „Animation“ – und dies bedeutet im ursprünglichen Wortsinn beleben, anregen oder ermuntern der „Secle“ – so ergibt sich daraus, daß eine richtige, also gute Gefühle auslösende Animation dann gegeben ist, wenn das Anregen und Ermuntern der Gäste zu eigenem „Tun“ in einer so dosierten Form geschieht, daß diese sich zwar gefordert, aber nicht überfordert sehen. Das ist natürlich immer ein Balanceakt, weil es vom Animateur ein intuitiv richtiges Erfassen von Situation und Person erfordert. Diese Fähigkeit ist kaum erlernbar – also nicht „technikfähig“, wie die Sozialwissenschaft sich ausdrücken würde – sie zeigt sich in Form eines „sozialen Gefühls“, eines „Taktempfindens“, das zur Eigenschaft eines Persönlichkeitstypus zählt. Man kann auch knapp sagen, „der eine hat es und der andere nicht“, und das Problem besteht dann nur darin, die herauszufinden, die es „haben“. Über eine genauere Betrachtung von „Temperamentslehren“ ließe sich der geeignete Persönlichkeitstypus als „sozialer“, menschenoffener Typus, wie er sich vorzugsweise im sanguinisch/melancholischen Mischtypus und weniger im cholerisch/phlegmatischen Typus findet, genauer bestimmen. Das wäre aber hier ohne praktischen Wert, weil damit noch nichts über die Möglichkeiten seiner Identifizierbarkeit ausgesagt wäre.

Der Hinweis auf angemessene Dosierung darf nicht als Konzept der „mittleren Dosis“ mißverstanden werden. Dann bestünde die Gefahr, daß sich die Animation auf

eine lockere, seichte und schließlich als reizarm und langweilig empfundene „Betreuung“ begrenzt. Nur über eine starke Stimulierung können einschneidende Erlebnissituationen hergestellt werden, die dann gewöhnlich noch lange nachwirken. Aus Angst vor Widerstand und Ärger, ganz auf solche Risiken zu verzichten, hätte zur Folge, daß die Ebene starker Gefühlsauschläge, also hoher Emotionen mit gewöhnlich prägendem, auf Cluburlaub prägenden Charakter nicht mehr erreicht wird.¹

Wir kennen dieses Phänomen aus dem Bereich der Risikosportarten, wo der Gefahrenkitzel um des „starken Gefühls“ danach regelrecht gesucht wird. Physiologisch erklärbar ist dieser Vorgang durch einen Zusammenhang zwischen hoher Adrenalin-ausschüttung bei Spannung und Angst und der entsprechenden Gegenreaktion endorphiner Botenstoffe, sog. „Glücksstoffe“, die als Ausgleich wirken. Extrem deutlich wird dieser Vorgang bei künstlich chemischer Stimulanz durch Rauschgifte: Auch hier folgt dem extrem hohen Wohlgefühl ein entsprechend tiefer Absturz zur anderen Seite hin. Nur so ist auch das gesellschaftliche Phänomen eines großen Sicherheitsverlangens auf der einen Seite und der bewußten Risiko- und Gefahrensuche auf der anderen Seite erklärbar.

Zu diesen einleitenden Hinweisen auf Eigenarten unserer Emotionssteuerung noch einige grundsätzliche Feststellungen: Von welcher Art und Funktion sind unsere „Gefühle“, für die wir uns nach dem Credo des neuen Clubkatalogs im Urlaub Zeit nehmen sollten? In diesem Zusammenhang interessieren nicht die zahlreichen philosophischen und deshalb meist widersprüchlichen Spekulationen zu diesem Thema, sondern die Aussagen der naturwissenschaftlichen Forschung über den Menschen, also die Erkenntnisse der modernen evolutionsbiologischen Anthropologie.

Bereits Darwin hatte 1872 in seinem Buch „The Expression of the Emotions in Men and Animals“ auf die erbliche Bedingtheit und damit die genetische Fixierung unserer „Gefühle“ hingewiesen.

Spätere Forschungen der sogenannten „Ethologie“, der biologischen Verhaltenstheorie, haben diese Vermutung erhärtet. Durch die Erforschung tierischer Instinktprogramme in Vergleichsstellung zu menschlichem Verhalten und durch einen kulturalanthropologischen Vergleichsansatz, aus dem sich ergab, daß qualitativ unverwechselbare Emotionen wie Haß, Liebe, Neid, Trauer, Begeisterung, Empörung, Freude oder Eifersucht universell, also in allen menschlichen Kulturen auftreten, konnte die lange dominierende und in bestimmten Geisteswissenschaften bis heute vertretene Auffassung, daß jeder Mensch seine Verhaltensprogramme und die dazugehörigen Gefühle im Laufe seiner Jugendentwicklung (Erziehung und Soziali-

¹ Die Überwindung einer Scheu, eines Widerstandes, ja einer Furcht, auch wenn dabei kräftig nachgeholfen wird, führt zu einer besonders positiven Emotion, wenn man sich dann überwunden hat oder auch überwunden wurde.

Die Psychologie arbeitet hier mit dem Bild des Amplitudenausschlags, wonach das Abweichen von einer mittleren Linie des emotionalen Gleichgewichts mit einem Ausschlag zur anderen Seite hin beantwortet wird. Nach einem großen Schrecken folgt eine um so größere Erleichterung, je größer die Angst vor etwas, um so größer die Befriedigung, wenn sie bewältigt wurde.

sation) durch Lernprozesse erwirbt, widerlegt werden. Diese Position der sogenannten Milieuthorie, wie sie insbesondere durch die amerikanische Forschungsschule des Behaviorismus vertreten wurde, stellte die Prämisse, daß alles, was den Menschen formt, von außen komme und so auch entsprechend unkonditioniert, also verändert werden könne. An eine solche Vorstellung lassen sich zahlreiche Hoffnungen knüpfen, auf ewige Friedfertigkeit, aggressionsfreie Sozialbeziehungen oder angstfreie Zustände, weshalb, wie Sie sich denken können, dieser Ansatz insbesondere in der Pädagogik attraktiv war und auch dort bis heute verteidigt wird. Aber dieser Ansatz ist wissenschaftlich nicht haltbar. Man stellte sich die Schaltzentrale für Verhalten und Gefühle, das Gehirn, als eine „black box“ vor, als einen „leeren“ Organismus, der erst im Laufe eines individuellen Lernprozesses seine Ausprägung erfährt. Heute wissen wir so viel über den Aufbau des Gehirns, daß es möglich ist, über gezielte mechanische Reizungen bestimmter Hirnregionen – vor allem im Bereich des „Lymbischen Systems“ – Gefühle wie Angst, Freude oder Aggression künstlich zu erzeugen, also ohne daß es dafür in der Umgebung (Umwelt) irgendeinen Anlaß gibt. Es ist schon beeindruckend zu sehen, wie aus einer mit Elektroden verdrahteten Katze in einem leeren Käfig je nach elektrischer Reizung ein fauchender Tiger oder eine sich zusammenkrauchende, völlig verängstigte Kreatur gemacht werden kann. Beim Menschen wäre ähnliches möglich:

So sind wir ja zum Beispiel schon in der Lage, durch Verödung bestimmter Hirnteile den Sexualtrieb völlig stillzulegen. Auch durch chemische Einwirkungen, sprich medikamentöse Therapie, lassen sich ja bekanntlich Stimmungen, also Gefühle, verändern.

Zu den menschlichen Verhaltensprogrammen, dem instinktmäßigen „Ethogramm“ unserer Art gehören also entsprechende Gefühle. Oder anders ausgedrückt: Instinktprogramme melden sich bei uns als „Gefühle“; wir können sie überhaupt nur als Gefühle wahrnehmen. Sie sind von endogen-spontanem Charakter, das heißt, sie kommen von innen und werden durch bestimmte „Schlüsselreize“ ausgelöst. Die falsche, aber wie schon gesagt, sehr verbreitete Gegenvorstellung ist die, daß Gefühle rein reaktiv hervorgerufen werden, weshalb es dann über die Herstellung einer entsprechenden Umgebung, eines „Milieus“, möglich wäre, bestimmte „Gefühle“ regelrecht „abzuschaffen“, neue Gefühle zu bilden oder nur noch als positiv bewertete Gefühle wie etwa Freude, Liebe oder Friedfertigkeit zum Ausdruck kommen zu lassen. Wir müssen aber erkennen, und das ist für die Bewertung von und den Umgang mit Gefühlen wichtig, daß von uns als positiv oder negativ bewertete Gefühle in ihrer extremen Ausformung jeweils Endpunkte auf der Skala eines Verhaltensprogramms darstellen: ohne Haß keine Liebe, ohne Empörung keine Begeisterung, ohne Trauer keine Freude und ohne Aggression keine Friedfertigkeit, ohne Angst kein Mut. Die naturwissenschaftliche Erklärung dafür: Die uns angeborene Bereitschaft für bestimmte Gefühle ist eine angeborene Form der Erfahrung; die in der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Menschen entstanden ist und genetisch fixiert wurde. Unsere Sinne oder Wahrnehmungsorgane sind wie unsere Gefühle also das Er-

gebnis einer über Tausende von Jahren verlaufenden Anpassung an die reale Welt. So sind wir also biologisch unserer Umwelt angepaßt, und das hat jetzt zur Folge, daß alle Gefühle, also auch die oft als „schlecht“ benannten, eine Funktion besitzen, eine überlebensdienliche Funktion. Ohne Aggression, Eifersucht, Neid, Hinterlist oder Trauer wäre ein Leben und Überleben ebenso wenig möglich wie nur mit den „positiven“ Gefühlen der Liebe, Freundschaft, Begeisterung oder der Friedfertigkeit. Es ist nun in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß aufgrund ihres endogen-spontanen Charakters Gefühle latent vorhanden sind und sich ihre Auslösereize in der Umgebung regelrecht suchen („Appetenz“). Man hat sich das so vorzustellen, daß, wenn es über eine längere Dauer keinen äußeren Anlaß für eine bestimmte Gefühlsregung gibt, die Schwelle für das Auslösen des Gefühls sinkt. Es genügt dann manchmal der „geringste Anlaß“, die sprichwörtliche „Fliege an der Wand“, um sich deftig zu ärgern. Wenn „sonst nichts geschieht“, kann auch die kleinste Aufmerksamkeit übergroße Freude auslösen und die geringste Störung die „heißte Empörung“.

Wenn man dies verstanden hat, kann man sich auch erklären, warum plötzlich in einem Urlaub, wo im Prinzip „alles in Ordnung ist“, geringste Anlässe zu Streit und Ärger führen. (Auch die oft gerade nach einer „friedlichen Weihnachtszeit“ urplötzlich losbrechenden Familienstreitigkeiten finden in diesem Mechanismus ihre Erklärung).

Es ist nun gewöhnlich so, daß eine solche naturwissenschaftliche Erklärung über die genetische Fixierung unseres Gefühlsensembles beim Menschen deshalb auf keine große Zustimmung stößt, weil der Gedanke, nicht frei, sondern nach doch weitgehend festgelegten Mustern zu handeln und zu reagieren, mit der Idee eines frei steuerbaren Willens nicht übereinstimmt.

Diese Instinktmuster, das gehört zu ihren Eigenarten, laufen weitgehend unbewußt und nicht bewußt kontrolliert ab. Das hat zur Folge, daß Menschen sich häufig ganz anders verhalten und anders handeln, als sie selber glauben. Aufgrund der unbewußten Motivsteuerung haben so Menschen in der Regel ein falsches Bild von sich selbst.¹

Es fällt auf, daß andere, eindeutig stammesgeschichtlich erworbene Anpassungsmerkmale des Menschen von diesem als solche ohne weiteres akzeptiert werden. So vor allem die im physiologischen, also im körperlichen und motorischen Bereich. Niemanden wundert es, daß alle Menschen zwei Arme und zwei Beine haben, Augen, Ohren und Nasen, mit denen alle ungefähr gleiches sehen, hören und riechen. Auch sind die unbewußt gesteuerten Bewegungen und unsere Reflexe erbkoordinativ, beruhen also beim Menschen auf den gleichen Grundlagen und stimmen deshalb überein. Dies gilt interessanterweise auch für den Bereich des mimischen und gesti-

¹ Zahlreiche Verhaltensexperimente mit Menschen bestätigen diese Annahme eindrucksvoll. Erwähnt seien hier nur das Milgram-Aggressions-Experiment und das Kollektiv-Anpassungsexperiment. Menschen, die an einem solchen Experiment teilgenommen haben, zeigen sich anschließend oft überrascht bis entsetzt über ihre Verhaltensweisen.

schen Ausdrucks, mit dem wir gewöhnlich unsere inneren Gefühlslagen körperlich unterstreichen. Kulturvergleichende Untersuchungen haben ergeben, daß vom Hopi-Indianer über den Kalahari-Buschmeger bis zum Eskimo die Gefühle der Angst, Freude oder Verachtung mit einem ungefähr gleichen Gesichtsausdruck signalisiert werden. Das läßt sich bis in den Bereich unserer nächsten tierischen Verwandten verfolgen, weshalb es uns auch keine Mühe macht, die jeweilige Stimmung eines Schimpansen richtig „abzulesen“. Als zusätzlicher Beweis für die genetische Fixierung dieses Ausdrucksvermögens gelten Beobachtungen an „taub-blinden“ Kindern, die, ohne je etwas von ihrer Umgebung gesehen oder gehört zu haben, im Prozeß ihrer biologischen Reifung die gleiche Palette von Gestik und Mimikenspiel entwickeln wie Sehende und Hörende.

Während also im morphologischen Bereich das stammesgeschichtliche Erbe eindeutig erwiesen ist und auch akzeptiert wird, tun Menschen sich schwer, dies auch für den Bereich des „sozialen Verhaltens“ und der Gefühlsempfindungen zu akzeptieren. Hier, wo unser Gewissen, unsere Seele beteiligt sein soll, möchten wir, daß alles bewußt gesteuert ist.

Aus der Tatsache, daß wir es aber besser wissen, ergeben sich für unseren Aspekt der Urlaubsgestaltung, genauer der Inszenierung von Cluburlaub, zunächst zwei allgemeine Hinweise: Weil Gefühlsreaktionen und emotionales Verhalten weitgehend unbewußt gesteuert werden, können Urlauber auch nicht immer genau rekonstruieren, warum und durch welche gegebenen Bedingungen ein Urlaub so besonders gut gefallen hat, warum man sich so besonders wohl-„fühlt“. Denn: Man weiß nicht, was man nicht weiß. So kann natürlich wahrgenommen werden, daß Unterkunft, Verpflegung, Sportangebot und Wetter ausgezeichnet waren, auch daß die Atmosphäre „nett“ war; viel seltener aber kann noch gesagt werden, warum die Atmosphäre insgesamt als so angenehm empfunden wurde. Dies gilt in etwas eingeschränkterem Maße auch für genauere Begründungen für insgesamt positiv empfundene Gestaltung von Wohnanlagen, Geländeform und Gebäudeaufteilung. So muß man in Rechnung stellen, daß bei einer Cluburlaubsgestaltung nach einer erfragten Wunschliste von Gästen nicht alles erfaßt wird, was für den Gast nicht bewußt, noch zum Gelingen seines Urlaubs beigetragen hat. Dieser kann dann höchstens bemerken, daß eigentlich alles gut war, daß aber „irgend etwas“ gefehlt hat. Über dieses „irgend etwas“ können dann nur selten genauere Angaben gemacht werden. Kurzum: Der Konzepteur von Urlaub muß über die Art und die Bedingungen der „Gefühlswelt“ seiner Gäste besser Bescheid wissen als dieser selbst. Denn er schafft diese spezielle Umwelt, in die er die „Schlüsselreize“ für die Auslösung möglichst „positiver Gefühle“ in verschiedensten Formen, auf die gleich näher eingegangen wird, einbauen muß.

Der zweite Hinweis ergibt sich aus der angesprochenen Verbindung, dem Zusammenhang zwischen „negativem“ und „positivem“ Gefühlsauschlag. Wenn man ganz „starke Gefühle“, sich einprägende „Erlebnisse“ erzeugen will, so gelingt dies nicht auf der Basis einer ruhig dahinplätschernden, reizarmen Atmosphäre. Will man

dies, muß man etwas riskieren. Man muß fordern, provozieren, was im anfänglichen Stadium durchaus auch Gefühle auslösen soll, die nicht als angenehm empfunden werden. Gerade deren inszenierte Überwindung führt dann zu besonders starken Gefühlsempfindungen der positiven Art, die dann als nachhaltige Impressionen, als „echte Erlebnisse“ lange im Gedächtnis bleiben.

Die Qualität solcher Anregungen, Forderungen oder Inszenierungen steht und fällt mit der Qualifikation derer, die diese Aufgabe haben und die, wie OPASCHOWSKI dies ebenso allgemein wie zutreffend ausgedrückt hat, „idealiter aus allen Poren kommunikationsfähig“ sein sollen (OPASCHOWSKI 1989, S. 41). Eine Diskussion darüber, inwieweit sich die Funktion der „Animation“ von der der „Motivation“ oder der „Manipulation“ abgrenzen läßt, erscheint mir in diesem Zusammenhang künstlich. So macht es vor dem Hintergrund der hier erläuterten These über die weitgehend unbewußte Steuerung unserer Gefühlsempfindungen keinen Sinn, dann von Manipulation zu sprechen, wenn „vor-rationale Gefühle“ angesprochen werden, die sich dem klaren Erkennen des Angesprochenen entziehen. Dies gehört zu den ganz normalen Bedingungen, unter denen sich menschliches Zusammenleben vollzieht. So bemerkt der Verhaltensforscher EIBL-EIBESFELDT im Zusammenhang mit seinen Studien zur kulturvergleichenden Interaktion, daß die wenigsten Leute über Funktion und Ursprung ihrer alltäglichen sozialen Verhaltensweisen Aufschluß geben können. Warum zum Beispiel jemand beim Grüßen an den Hutrand tippt oder warum er in bestimmten Situationen des Grüßens die Augenlider senkt und welche Wirkungen dies auslöst, weiß kaum einer zu sagen. Genau aus diesem Grund ist die methodische Form der Befragung zum Zwecke des Informationserwerbs nur sehr eingeschränkt geeignet. Dies gilt nicht nur für diesen Forschungsansatz, sondern gleichermaßen, wie bereits angesprochen, auch für die Befragung von Clubgästen (vgl. EIBL-EIBESFELDT 1982, S. 247).

Ein Handlungskonzept der Animation, das mit Begriffen wie „Aktivieren“, „Ermutigen“, „Anregen“, „Faszinieren“, „Beseelen“ oder „Motivieren“ belegt wird (vgl. OPASCHOWSKI 1989, S. 18 ff.), zielt natürlich nicht nur auf den reinen Verstand, sondern auch auf Unbewußtes.

Im folgenden sollen nun einige Elemente angeborenen, also determinierten Verhaltens gesondert angesprochen und auf ihre mögliche Bedeutung für die Konzeption von Cluburlaub hin untersucht werden.

Dabei kann schon vorweggesagt werden, daß der offensichtliche Erfolg von Urlaub mit Clubatmosphäre als Beleg dafür genommen werden kann, daß mit dem richtigen Konzept gearbeitet wird. Wenn, wie in der B.A.T. Repräsentativumfrage von 1988 dokumentiert, viele Millionen von einem Cluburlaub träumen, obwohl zum Zeitpunkt der Umfrage erst 300 000 Bundesbürger von diesem Angebot Gebrauch machten, weshalb dann auch von einer „Urlaubsform der Zukunft“ gesprochen wird, so spricht dies für den richtigen Einsatz von Programm-Bausteinen zur Herstellung eines „Erlebnisprodukts“, in welchem die Spannung zwischen Freiheitsstreben, Individualisierungsanspruch, Abenteuerlust und Neugierverhalten auf der ei-

nen Seite und Sicherheits- und Bequemlichkeitsanspruch auf der anderen Seite in ein vernünftiges Gleichgewicht gebracht wurde.

Die Erörterung von determinierten Verhaltens- und Gefühlsdispositionen und deren jeweiliger Bezug zu den einzelnen Elementen des Clubkonzepts (Angebots-Varianten) dient denn vielleicht auch nur einer genaueren Vergewisserung des bereits Selbstverständlichen. Möglicherweise aber wird doch noch deutlicher, was an den einzelnen Konzeptelementen hängt und was bei einem eventuellen Wegfall von Teilen verloren zu gehen droht.

Im Bereich des menschlichen Sozialverhaltens geht die biologische Forschung vor allem beim Sexualverhalten, bei der Mutter-Kind-Bindung, hinsichtlich des Verhaltens gegenüber Fremden und bei Bindungen an Verwandte, aber auch an Glaubensvorstellungen und Ideen (Ideologien), von instinktiven Verhaltensmustern aus, deren Modifikabilität durch Lernen und Erfahrung gar nicht oder wenig beeinflussbar erscheint. Wir sprechen deshalb von „angeborenen“ Verhaltensdispositionen.

So gehört die Scheu oder gar Furcht vor fremden Mitmenschen zu den Universalien unseres sozialen Zusammenlebens. „Fremdenangst“ ist nicht nur eine in der frühkindlichen Phase zu beobachtende Vermeidungsreaktion, sie stellt auch bei Erwachsenen einentwicklungsspezifisches Phänomen dar und steht im Zusammenhang mit einem weiteren Phänomen, das als „territoriales“ Verhalten bezeichnet werden kann.

Die längste Zeit seiner ihn prägenden Geschichte hat der Mensch in relativ geschlossenen Kleinverbänden gelebt, in größeren Gruppen oder Horden von großer Beständigkeit, mit einem entwickelten Gefühl der Zusammengehörigkeit. Diese Menschen waren einander Bekannte oder Vertraute und die sozialen Regelungen waren nicht frei von Aggression oder egoistischen Bestrebungen des einzelnen, aber doch von einem relativen Vertrauen geprägt. Heute in den anonymen Groß- oder Massengesellschaften sind die meisten Menschen, denen man im Alltag begegnet, Fremde, weshalb angstausslösende Signale der Mitmenschen zur Wirkung kommen und das gesamte Verhalten in Richtung Mißtrauen verschoben ist.

Ein auf den ersten Blick völlig paradoxes Umfrageergebnis, aus dem hervorgeht, daß Urlauber an fremden Orten, die sie völlig freiwillig aufgesucht haben, am meisten das eigene Bett, die Heimatzeitung und das eigene gemütliche Zuhause vermischen, findet in dieser tiefsitzenden Bindung an vertraute Gemeinschaften und Territorien einerseits und Fremdenfurcht andererseits eine plausible Erklärung. OPASCHOWSKIs Erklärung dieses Ergebnisses mit der Wirkung alltäglicher Gewohnheiten zielt in die richtige Richtung, greift aber noch zu kurz. Desmond MORRIS schätzt die Größe der urzeitlichen Stammes- oder Hordenformation auf 80–120, andere gehen bis zu einer Zahl von 300/400. Wie auch immer, irgendwo in dieser Größenordnung liegt die Grenze zwischen dem, was wir noch als uns vertraut empfinden können, und dem, was uns fremd erscheint. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß bei fast allen Menschen die Zahl ihrer persönlichen Bekanntschaften, diese Größenordnung des alten Stammes nicht überschreitet (vgl. MORRIS 1994,

S. 85). Hier liegt also offenbar eine Grenze unserer gefühlsmäßigen Aufnahmekapazität für die Empfindung „Mitmensch“. Deshalb auch die relative Vergeblichkeit postulativer Ethiken, andere Menschen zu lieben wie sich selbst oder alle Menschen als Brüder zu begreifen und zu behandeln.

Für die kapazitative Gestaltung von Clubanlagen ist dieser Gesichtspunkt sicher nicht ohne Bedeutung. Zwar müssen die Zahlen keinen genauen Orientierungswert ergeben, man lebt ja im Urlaub nicht in einer direkt funktionalen Zweckgemeinschaft, aber das gute, weil entspannende Gefühl, sich in einer „vertrauten“ Gemeinschaft aufzuhalten, kann bei einer deutlichen Überschreitung dieser Größenordnung kaum mehr erzeugt werden.¹

Beobachtungen und Experimente haben gezeigt, daß es in Großstädten zu Kontaktvermeidungen und Maskierungen des Ausdrucks kommt. So werden Blickkontakte und mimische Gefühlsregungen in U-Bahnen, Geschäften und auf der Straße vermieden. Außerdem hat man festgestellt, daß die Gehgeschwindigkeit von Menschen mit der Größe der Städte zunimmt. In Kontrast dazu nehmen die Blickkontakte in dörflichen Gemeinden zu und die Gehgeschwindigkeit hingegen ab. Bei einem vorgetäuschten Zusammenbruch ignorierten fast alle Passanten in Großstädten ihren hilfebedürftigen Mitmenschen. Die meisten schauten gar nicht hin, während es im Dorf auch bei einem Fremden zu einem regelrechten Zusammenlauf von sich kümmernden und besorgten Einwohnern kam. In kleineren, überschaubaren Gemeinschaften ist also offenbar der Anti-Fremden-Mechanismus nicht so schnell aktiviert. Zu viele Fremde, die einen im Alltag umgeben, werden zum Stressor. Und die Reaktion darauf ist eine abweisende, neutrale Haltung, die sich unter günstigen Bedingungen ein System unpersönlicher Höflichkeiten – „Manieren“ oder „Etikette“ – gibt.

Strategien der Kontaktvermeidung aber sind für ein Clubleben mit positiven Gefühlsakzenten kontraproduktiv.

In diesem Zusammenhang sind kulturanthropologische Forschungen über menschliche Ausdrucksbewegungen im mimischen Grußverhalten bemerkenswert. Die Forschungen haben ergeben, daß es hier zwischen den verschiedensten Kulturen und Völkern klare Übereinstimmungen gibt, weshalb auf kulturunabhängige Invarianten im mimischen Repertoire zu schließen ist.

Angeborene Auslösemechanismen reagieren auf bestimmte Schlüsselreize. Und wie wir aus dem Bereich der Bewegungsmotorik, dem Brutpflegeverhalten („Kindchenschema“) und dem Sexualverhalten wissen, reagieren alle Menschen auf spezifische Reize oder Reizkonstellationen in gleicher Weise. Geschätzte 70 % der Informationen werden beim Dauerredner Mensch nicht verbal ausgetauscht. Autistische Menschen sind gerade durch ihren Mangel an Körpersprache und Mimik nicht sozial-

¹ Bemerkenswert ist, daß bei institutionellen Gründungen von Bildungs- oder Ausbildungssystemen dann, wenn man dem erzieherischen Wert von „Gemeinschaft“ oder „Gemeinschaftsgefühl“ einen Stellenwert einräumen wollte, immer wieder eine Zahl zwischen 300/400 als Obergrenze benannt wird. So etwa bei den Pädagogischen Akademien für die Lehrerbildung in Deutschland.

fähig. Es ist diese auf evolutionären Konventionen beruhende nonverbale Kommunikation, die die eigentlichen Bindemechanismen in sozialen Gruppen bewirkt (vgl. GRAMMER 1993; KOTRSCHAL 1995, S. 220). Mimik und Körpersprache sind die Basis für alle Gemeinschaftsaktivitäten in unserer menschlichen Kultur. „Lügen“ tut man mit dem Mund. Und es bedarf eines außerordentlichen Trainings, auch über die Körpersprache etwas anderes als die richtige Gestimmtheit vorzutäuschen.

Selbst auf den höchsten Ebenen in Wirtschaft und Politik tragen ein Lächeln und eine gewinnende Körpersprache maßgeblich dazu bei, wer mit wem „kann“ und wer mit wem nicht.

Auch Rangstellungen beim Menschen, der im übrigen wie höher entwickelte Tiere eine klare Bereitschaft zur Unterordnung unter anerkannte Autoritäten erkennen läßt (vgl. LORENZ 1983, S. 222), werden über dieses Medium ausgedrückt. Aggressive Neigungen, zu denen wir disponiert sind, werden nun durch ein „Zusammengehörigkeitsgefühl“ gemildert bzw. in freundliche Bindebereitschaft umgeformt. Das Band der „persönlichen Bekanntschaft“ wird durch bestimmte Riten bestärkt. Diese vom Brutpflegeverhalten abgeleiteten Riten sind der „Gruppenkitt“. Dazu gehört das Grußverhalten bzw. Grußzeremonien, denen bei vielfältiger kultureller Abwandlung grundsätzliche Gemeinsamkeiten anhaften. Sie sind von ganz außerordentlicher Bedeutung, weil sie Schlüsselreize darstellen, auf die wir instinktiv durch Auslösung bestimmter Gefühle in uns reagieren.

Und diese Gefühle sind positiver Art: Sie nehmen die Scheu, schaffen Vertraulichkeit, hemmen Aggressionen und steigern so das allgemeine Wohlbefinden. Das freundliche Grußverhalten befördert die Schaffung einer vertrauten Stammes- oder Dorfatmosfera in nicht zu unterschätzender Weise.

Das alte Club-Prinzip des Duzens besitzt in diesem Zusammenhang eine nicht unwichtige Verstärkerfunktion, weil sie die Ebene von Etikette oder „guten Manieren“ noch absichtsvoll unterschreitet und das Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gemeinschaft auf Zeit noch unterstreicht. Im übrigen ist dieses Duzen aus der historischen Robinson-Idee des 18. Jahrhundert ableitbar, weil die philosophisch und pädagogisch interpretierte „Inselsehnsucht“ auch als eine Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Anteilnahme ausgelegt wird. Sie ist als Prinzip der „natürlichen Gleichheit“ von ROUSSEAU anthropologisch bestimmt worden und wendet sich gegen den Druck eines hierarchischen Denkens.

Es ist nicht auszuschließen, daß sich durch Abschaffung oder Vernachlässigung dieses Duz-Prinzips die Atmosphäre des Clubs allmählich verändert. Könnte es doch sein, daß Gäste, die sich an diesem Prinzip stören, an einem Zugehörigkeitsgefühl nicht interessiert sind, weshalb sie auch nichts dazu beitragen werden und vielleicht in einem luxuriösen Hotel besser aufgehoben wären.

Die Animateure und alle übrigen Clubbediensteten besitzen hinsichtlich des Grußverhaltens eine wichtige Initiationsfunktion. Sie sind das anregende Vorbild. Während nach meiner Beobachtung dieser eigentlich kleine Aufwand mit großer Wir-

kung früher in den Clubs stark beachtet wurde, sind doch in jüngster Zeit, sicher auch bedingt durch die neuen Größenordnungen der Clubs, immer häufiger Animatoure mit „Arbeitnehmermiene“ anzutreffen, die deutlich signalisieren soll, daß man zur Zeit nicht im Dienst ist. Das ist eine für die Schaffung guter Atmosphäre und damit guter „Gefühle“ ungute Entwicklung. Die Scheu des Menschen vor dem Mitmenschen gehört zu den natürlichen Universalien und sie beeinflußt unser soziales Zusammenleben entscheidend. Formen des Grußverhaltens mindern diese Scheu.

Zusätzlich verstärkt wird ein „Gruppenband“ auch durch den Ritus des Schenkens. Das weiß auch der Volksmund: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“. Von den Völkerkundlern und Verhaltensforschern wissen wir um die Bedeutung des Schenkens, vor allem des Nahrungsmittelschenkens bei den Naturvölkern. Fremden Besuchern wird oft spontan irgend etwas überreicht, und die Freude des Gebers über die Freude des Beschenkten stiftet so ein vermittelndes Band. Die bis heute in vielen Bereichen von Politik und Wirtschaft gepflegte Form des Gastgeschenkes zeigt, daß diese Funktion heute noch genauso gesehen wird. Die in den Clubs übliche Form des kleinen Geschenks in der Art des Begrüßungstrunks, des Clubchefcocktails, eines kostenlosen Kaffees oder eines außerüblichen Anbietetens von lukulischen Spezialitäten erfüllt diese Funktion in ausgezeichneter Weise. In diesem Punkt sollte man auch nicht nachlassen. Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit sollten dann lieber über den Preis verhandelt werden, als daß man dieses für die Binnenatmosphäre bedeutsame Element reduziert.

Es gibt aber noch eine andere Form des kleinen Geschenks: das Schenken von Aufmerksamkeit. Was ist gemeint? Nehmen sie zwei über die Poolterrace spazierende Animatoure, die registrieren, daß Gäste sich auf den Weg zur Bar machen wollen. Für eine kurze Zeit nehmen sie allen die Wege ab und spielen freundliche Bedienung.

Nehmen Sie einen Clubchef, der mit Gattin beim Frühstück erscheint, um einem Gast, der an diesem Tage 80 wird, mit Champagner und einer kleinen Ansprache zu gratulieren.

Ein zugeworfener Satz, ein kleiner Scherz, das sind die vermeintlichen Kleinigkeiten, die sich zum Ganzen einer guten Atmosphäre verdichten. Es sind diese scheinbar kleinen Dinge, auf die man achten und die man nicht unterschätzen sollte, um die Distanz zu den zahlreichen Plagiatoren dieser Urlaubsform zu wahren.

Das Abstecken von Territorien, ein sogenanntes „Revierverhalten“, bei dem Raumbezirke besetzt und verteidigt werden, ist den Biologen von höheren, aber auch niederen Tierarten bekannt (vgl. EIBL-EIBESFELDT 1984, S. 98 ff.). Man geht davon aus, daß auch die Instinktausstattung des Menschen noch „territoriale Neigungen“ enthält. Das heißt, unsere Gefühlswelt wird auch bestimmt von Platzvertrautheiten, Platzgewohnheiten. Der Begriff des „Heimatgefühls“ umschreibt also nicht nur eine Identifizierung mit größeren Räumen wie Länder oder Regionen, sondern auch mit dem engeren individuellen Lebensraum, dem Dorf, dem Haus, der Wohnstube.

Diese Form der Vertrautheit verschafft uns ein Gefühl der Sicherheit, der Ordnung und Stabilität und trägt so zum Wohlbefinden der Individuen bei. Das zunächst skurril anmutende Umfrageergebnis von OPASCHOWSKI, das offenbarte, wie sehr man im Urlaub sein eigenes Bett vermissen kann, findet in diesem Neigungsprinzip seine tiefere Erklärung.

Die Bedeutung dieser menschlichen Eigenschaft für die Cluburlaubsgestaltung braucht an dieser Stelle nur kurz angedeutet werden, weil die architektonische Gestaltung von ROBINSON-Clubanlagen hier erstens nicht im Mittelpunkt der Erörterung stehen kann und weil zweitens die gefundenen Lösungen zumeist in hervorragender Weise die entsprechenden Bedürfnisse berücksichtigen.

Auch hier geht es um eine spielerische, abwechslungsreiche Architektur, die im Gegensatz zu gleichförmigen Häuserzeilen oder Betonburgen Sinne und Gedanken anregt, und damit um die Nachbildung unserer ursprünglichen Wohn- und Lebensweise eines kooperativ orientierenden Stammes. Diese wies die Form kleiner Siedlungen auf, bestand aus einer Ansammlung von Hütten mit einem Zentralplatz für gemeinschaftliche Versammlungen. Ein solcher architektonischer Dorfcharakter wird bereits von den meisten Clubanlagen mit ihren verschachtelten Wohnbungalows und einem Zentrum für das Gemeinschaftserlebnis dargestellt. Auch hier gilt wieder, daß die Gesamtheit einer solchen Anlage positive Gefühle des Wohlbefindens auslöst, ohne daß Menschen/Gäste immer in der Lage wären, genaue Einzelheiten dafür anzugeben.

So weiß man für den Bereich der Innenarchitektur, daß die Farbwahl für die einzelnen Wohnbereiche unbewußt, aber keineswegs zufällig erfolgt. Untersuchungen an 1500 Häusern in Großbritannien haben ergeben, daß in hoher statistischer Übereinstimmung Rottöne für das Schlafzimmer, Blautöne für das Bad, Orange für die Küche, Beige für das Wohnzimmer und Grün für den Flurbereich gewählt werden (vgl. MORRIS 1994, S. 98).

Es ist festzuhalten, daß die auf DEFOEs Robinson-Roman im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert abgeleiteten Erziehungsprinzipien und Lebensideale in erstaunlich konsequenter Weise Eingang in das Grundkonzept von Robinson-Cluburlaub gefunden haben.

So richtete etwa die „Landkommunenbewegung“ als eine Strömung der deutschen „Jugendbewegung“ im Ausgang des 19. Jahrhunderts ihr Vorbild an der Robinson-Idee aus, indem sie für industriebeschädigte intellektuelle Refugien anbot, in denen diese sich bei Töpfern, Weben, Malen und Brotbacken vom Zivilisationsstress erholen sollten.

Das Motiv der „Inselsehnsucht“ wird auch als Prinzip des „einfachen Lebens“ gedeutet und verbindet sich hier mit dem pädagogischen Prinzip der „Selbsttätigkeit“ oder des „eigenen Tuns“, wie es von den deutschen Philanthropen, eine Erziehungsbewegung des 18. Jahrhunderts, in Anlehnung an ROUSSEAU'S Interpretation des Robinson-Romans herausgearbeitet wurde.

Das Clubangebot spiegelt diese Idee wieder, wobei die Ergänzung von Malerei, Batik und ähnlichem mit Sportangeboten wie Tauchen, Bogenschießen oder Surfen den Übergang zum „Erlebnis- bzw. Ungewißheitsprinzip“ verkörpern.

Zuvor aber noch eine Bemerkung zum Prinzip der „Einfachheit“ und des „Ursprünglichen“. Wenn ich nicht irre, wurde dieser Idee in der Clubkonzeption durch eine bewußt schlichte, jedenfalls nicht luxuriöse Gestaltung der Unterkünfte Rechnung getragen. Essen und Trinken dagegen sollte sich wie in der südlich-exotischen Natur üppig präsentieren. Auch im alten Konzept des sogenannten „Achtertisches“, das gleich mehreren Prinzipien dient, kommt dieser Gedanke durch Verzicht auf eine Luxusbedienung des einzelnen, stattdessen selber auffüllen, zuteilen und abräumen, zum Ausdruck.

Ein anderes bedeutsames Motiv der „Inselsehnsucht“, nämlich das Prinzip des „Abenteuers“, das ein Moment des Risikohaften bewußt einschließt, spielt auch bei der inszenierten Achtertisch-Begegnung eine Rolle, denn die Überwindung der natürlichen Scheu vor gegenseitigem Sichkennenlernen ist auch ein Abenteuer.

Das eigentlich Abenteuerliche in Form von Erlebnis-Touren oder Wettkampfspielen spielt so als „Ungewißheitsprinzip“ und „Neugierprinzip“ in die verschiedenen Erlebniselemente hinein.

Die eigentliche Funktion des „Achtertisches“ aber dient dem aus der Robinson-Idee abgeleiteten Prinzip der „Schicksalsgemeinschaft“. Dieser „Inselgedanke“ einer überschaubaren Schicksalsgemeinschaft für eine begrenzte Zeit, mit einer besonderen Binnenatmosphäre, der ja die Kernidee von Cluburlaub repräsentiert, wird beim Achtertischkonzept nur noch einmal auf eine Mikroebene projiziert.

In der Animations- oder Unterhaltungsidee steckt einmal das Motiv der Auflockerung und damit Verbesserung der Binnenatmosphäre, zum anderen das Motiv der Anregung zu „eigenem Tun“ im Sinne des Prinzips der „Selbsttätigkeit“.

Der Animatcur trägt als Darsteller von Rollen im Bereich der inszenierten Abendshow durch seine schauspielerischen, tänzerischen oder musikalischen Tätigkeiten zur Unterhaltung bei.

Die Bewunderung und Begeisterung von Gästen über besondere Leistungen von Amateuren, die Animatcur ja sind, stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Identifizierung mit der eigenen Clubgruppe, zu der ja die integrierten Animatcure gehören.

Die Verhaltensforschung hat die Funktion von Ideem oder Glaubensformen und den dazugehörigen Symbolen wie Fahnen, Abzeichen, Uniformen oder Hymnen als „Bindemittel“ charakterisiert, und das durch eine starke Identifikation mit Leistungen wie Symbolen der Eigengruppe erzeugte Gefühl wird als Übertragung der Stärke anderer auf die je eigene Person und damit als Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls erklärt. Identifikation mit Stärke verleiht Sicherheit, und das gibt ein positives Gefühl.

Wir kennen diese Funktion aus der engen Bindung von Fans und Zuschauern an die je eigenen Fußballclubs und aus anderen Bereichen des Leistungssports.

Bei den in einigen benachbarten Robinson-Clubs veranstalteten Vergleichskämpfen (Volleyball, Wasserball, Fußballtennis) ist gut zu beobachten, welch starkes „Wir-Gefühl“ man sich bei Kampf und Sieg der eigenen Truppe verschaffen kann.

Ist eine solch starke Identifikation schon mit weitgehend anonymen, also persönlich nicht bekannten Personen möglich, so verstärkt sich diese noch, wenn es sich, wie im Fall der Animatoure, um Personen handelt, die man genauer kennt, die man ansprechen kann, die im sozialen Gefüge des Clubs in keinem großen Abstand zu einem selber stehen. Daraus könnte man zum Beispiel den Schluß ziehen, daß eine denkbare Gestaltung der Show durch eingeflogene und herumreisende Profis, die man mit Abstand nur einmal auf der Bühne erlebt, für die Binnenatmosphäre des Clubs nicht so produktiv wäre, selbst dann, wenn deren Leistungen perfekter sind als die der „eigenen Leute“. Beim Konsumieren bleibt hier eine Distanz, die bei den eigenen Animatouren durch das „Wir-Gefühl“ entfällt.

Zur Form, Art und Gestaltung der Abendshows soll hier nur kurz angemerkt werden, daß bei aller Wertschätzung der im Programm immer stärker dominierenden Playbackshows mit, zugegeben, oft beeindruckender Ausstattung doch auf die Mischung geachtet werden sollte. So darf die Abteilung Humor in ihren verschiedenen Spielarten nicht zu kurz kommen, weil kaum ein menschlicher Gefühlsausdruck so entspannt und verbindet wie das Lachen.

Die andere Funktion des Animateurs, die des „Anregers“ oder Initiators von Tätigkeiten und Unternehmungen der Gäste („Inszenierung zur Selbstinszenierung“), kennt vielerlei Formen im Bereich des Sports, des Spiels und der Erkundung, auf die bereits schon eingegangen wurde. Für den Bereich von Unterhaltung/Show wird diesem Gesichtspunkt durch die sogenannten „Gästeshows“ Rechnung getragen. Hier sollte man darauf achten, daß diese nicht allmählich zu standardisiert und stereotyp geraten. Auch außerhalb dieser Shows sollte ein genuines und kreatives Einbringen gefordert und gefördert werden, weil die Identifizierung von Gästen mit Gästen das bereits beschriebene „Wir-Gefühl“ in besonderer Weise zu stärken vermag. Daß hier nicht irgendeiner dilettantischen Selbstdarstellung eines „Kegelclubs“ das Wort geredet wird, versteht sich von selbst.

Die hier vorgetragenen Erklärungen der naturwissenschaftlichen Anthropologie über unser stammesgeschichtlich erworbenes „Gefühlsleben“ und dessen Funktion sind in Bezug zu den einzelnen Gestaltungselementen des Robinson-Clubkonzepts gebracht worden.

Überdies wurde aufgezeigt, wie stark die aus der historischen Robinson-Idee abgeleiteten philosophisch-pädagogischen Prinzipien, das Gemeinschaftsprinzip, das Gleichheitsprinzip, das Abenteuerprinzip und das Selbsttätigkeitsprinzip in das Cluburlaubskonzept Eingang gefunden haben.

Es ist nicht beabsichtigt, daraus jetzt konkretere Schlußfolgerungen für zukünftige Entwicklungen zu ziehen. Die anthropologische Analyse erklärt allerdings den Erfolg des traditionellen Konzepts recht gut. Die hier vorgetragenen Erklärungen und Hintergründe für die gefühlsstimulierende Wirkung einzelner Konzeptelemente könnte allerdings als eine Art Prüffolie fungieren, wenn sich aufgrund bestimmter Faktoren ein Grund zum Überdenken der Gesamtkonzeption ergibt.

Das können Gesichtspunkte der Wirtschaftlichkeit oder aber Veränderungen in der Publikumsstruktur sein. Es ist schon vorstellbar, daß ein in den siebziger und achtziger Jahren auf den Club geprägtes und nun allmählich in die Jahre gekommenes Publikum seine Ansprüche verändert. Während man vom „Club der jungen Jahre“ träumt und ihn auch nicht missen möchte, hätte man es jetzt mit Frau, Freundin und Kindern möglicherweise etwas ruhiger, bequemer oder gar luxuriöser. Wenn man dem Rechnung tragen möchte, sollten allerdings die Gründe für den so positiven Prägungscharakter des traditionellen Konzepts nicht aus dem Blickfeld geraten.

Es kann dann besser geprüft werden, ob und in welcher Form an die Stelle eines modifizierten oder ganz entfallenden Elementes ein anderes treten kann, das im Sinne eines „Äquivalents“ eine gleiche oder ähnliche Funktion übernimmt.

Literatur:

- Eibl-Eibesfeld, I.: Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. München 1976
- Ders.: Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten. Wien-München 1982
- Ders.: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. München - Zürich 1984
- Ders.: Krieg und Frieden. München-Zürich 1984
- Grammer, K.: Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft. Hamburg 1993
- Kotrschal, K.: Im Egoismus vereint? Tiere und Menschentiere - das neue Weltbild. München 1995
- Lorenz, K.: Das Wirkungsgefüge der Natur und das Schicksal des Menschen. München 1983
- Ders.: Der Abbau des Menschlichen. München 1986
- Morris, D.: Das Tier Mensch. Köln 1994
- Opaschowski, H. W.: Methoden der Animation. Praxisbeispiele. Bad Heilbrunn/Obb. 1981
- Ders.: Tourismus Forschung. Opladen 1989
- Reinhard, A.: Die Karriere des Robinson Crusoe vom literarischen zum pädagogischen Helden. Frankfurt/M. 1994

Anschrift des Verfassers: Dr. Neumann Dieter, c/o Universität Lüneburg, Institut für Hochschulforschung, D-21332 Lüneburg. (Dr. Dieter Neumann ist Dozent für Anthropologie und Ideengeschichte der Pädagogik an der Universität Lüneburg.)

Neumann, D.: „Zeit für Gefühl“. Zur Biologie menschlicher Gefühls- und Verhaltensweisen. Bedeutungsaspekte für Cluburlaubsgestaltung. In: SPEKTRUM FREIZEIT, 19. Jg., Heft 1-2/1997, S. 157ff.